



OTTO DODERER:

LUSTSPIEL-PREMIERE

In den ersten Jahren nach dem Krieg lebte in einer großen Stadt ein schon älterer Herr, der ein kleines Haus in einer stillen Gartenstraße besaß und ein ererbtes Bankkonto, das ihm, zumal seine Ansprüche bescheiden waren, ein bequemes Wohlleben erlaubte. Da die vorbildliche Lebensweise, die durch keinen entsprechenden Kräfteaufwand verzehrt wurde, sich gleichsam wie die Jahresringe eines Baumes um seinen Körper legte und er mehr und mehr an seinen Körper legte und er mehr und mehr an seiner Befreiung zu erfinden drohte, hatte ihn der letzte eindruckliche Bewegung verdrängt. Den ärztlichen Rat gawissenhaft befolgend, erging sich Dr. Lind — so hieß er — nun auch jeden Abend mehrere Stunden in einem Park, und schon wiederholt war er dort einer jungen Dame begegnet, die sofort seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Die Bekanntschaft mit ihr vermittelte das Hündchen, von dem sie sich begleiten ließ — ein kleiner, dicker, sich offenbar nur mühsam fortbewegender Mops —, und zwar in einer an sich recht peinlichen Weise. Hündchen untermartet hatte er eines Morgens die Nase seines gemüthlichen Gehirns abgestäubelt, sich während mit geflickten Föhnen auf Lind gefürzt und eines seiner Hofbeine zerkratzt. Das hübsche Fräulein, das den in seiner Leibeshülle schwanfenden Herrn und den knurrenden Mops mit eingezogenen Häfen sich anlaunern sah wie ein Ebenbild das andere, konnte nur mit Mühe ein Gelächern unterdrücken, besaß sich aber, ihr Bedauern über den schönen Angriff ihres Köders eifrigst zu beteuern. Von nun an kam Lind fast täglich mit dem Fräulein ins Gespräch und machte jetzt seine Spaziergänge nicht mehr lediglich um der leiblichen Gesundheit willen, dafür mit um so größerer Leidenschaft, so daß er sogar die fällige Sommerreise aufgab. Sie hieß Eglinde Müller, nur Müller, aber Eglinde, und als er erfuhr, sie sei Schauspielerin, umkleidete er sie mit einer Romantik, die früher aus der Jugend beobachtet fast heiligen Liebe zum Theater entsprang. Da ihm klar war, daß er sie nicht durch äußere Reize zu bestücken vermochte, trachtete er, es mit geistigen zu tun, und es lag nahe, sie auf ihrem eigenen Gebiet, dem Theater, zu suchen. Er entsann sich eines Dramas, das er als Primaner verfaßt hatte, und sloberte es aus alten Papieren auf. Obwohl seinen beschaulichen Wesen jede Dialektik fernlag, ließ er sich also versuchen, aus der schönen Liebe seiner dunkelbaren und naiven Begeisterungsfähigkeit herauszutreten, um sich eine schöpferische Aufgabe anzumachen, zu der ihm nicht die Eingebung des Strofes Nötigung war, sondern die Sucht, sich ruhmvoll hervorzu-
jutun.

Er fand das Stück nach mehmaligem Lesen besser, als er es in Erinnerung gehabt hatte. Es war ein Ritterdrama, in dem gewissermaßen ein Parzival und ein König von Verlichingen in das Graj von Gleichen-Motiv verwickelt waren. Es blieben nur einige stilistische Verbesserungen vorzunehmen, und vor allem hielt Lind es für nötig, den Liebeserklärungen der beiden Nebenbuhler an die Heldin inmitten der beiden Nebenbuhler zu verleihen. Schon nach wenigen Tagen schrieb er das Manuskript säubertlich ab und überreichte es dann auf einer Bank im Park Fräulein Müller schamhaft und feierlich in einem verschmürten Paket. Sie nahm es nicht ohne Verlegenheit zu sich, ersehnte aber von diesem Tage an nicht mehr auf den gewohnten Wagen im Park.

Nach mehreren Wochen, in denen seine Sorge um Eglinde Müller sich durch die um sein Drama verdoppelt hatte, erhielt Dr. Lind durch die Post ein Schreiben. In ihm teilte ein Herr Alexander mit, da er das durch Fräulein Müller freundlichst eingereichte Stück unter gewissen Voraussetzungen zur Uraufführung erwerbten möchte und damit das „Neue Schauspielhaus“ zu eröffnen gedente, das er für die

fommende Spielzeit gepachtet habe; er bäte zunächst um eine möglichst baldige Unterredung. Lind hätte vor Freude einen Hopfer getan, wenn ihn sein Gewicht nicht daran gehindert hätte. Gleich am nächsten Morgen machte er sich kloppenden Herzens auf den Weg zu dem ihm so wohlgefälligen Mann. Das Haus, in das er eintrat, erüchtete ihn ein wenig, weil er eine anspruchsvollere Umgebung erwartete hatte. Im vierten Stockwerk klingelte er an einer Türe, die an neben anderen auch eine Besuchskarte mit dem Namen Alexander gehesft war. Lind stand dann in der engen, noch ungewohnten Stube einem hermsärmeligen Herrn gegenüber, der im Begriffe war, sich vor dem Spiegel über der Waschkommode zu rasieren. Ohne lange Umschände forderte dieser ihn auf, auf dem Sofa Platz zu nehmen, kramte, indem er sich mit der rechten Hand den Feinschmuck ins Gesicht pinsetzte, mit der linken Hand unter einen Stapel Zeitschriften aus der anderen Sofaecke Linds Manuskript hervor, und während er sich das Kinn vor dem Spiegel schabte, setzte er auseinander, daß heute Stücke in klassischer Form nicht mehr zögen, die Schauspielerei überdies Jamben zu sprechen verlernt hätten, daß das Publikum realistische Sachen wünsche und infolgedessen das Stück nur dann brauchbar wäre, wenn es in Prosa umgeschrieben sei. Direktor Alexander war erst dabei, sich den Krügen anzuknüpfen, als sich Lind, ohne eine nennenswerte Einwendung gezwagt zu haben, schon entlassen vor der Türe wiederfand. Das unverschämte Benehmen entschuldigte er als Burschikosität, aber es war ihm doch betreten zumute.

Nachdem er einige Tage geögert hatte, machte er sich ähndend daran, dem Pothos seines Dramas die Etelzen seiner Versfüße zu entziehen. Es kam dann eine Verabredung in einem Café zustande. Dort erschien der Direktor erst eine geraume Weile nach der festgesetzten Zeit, schlürfte zunächst drei Tassen Kaffee, aß hastig einige Stücke Kuchen dazu und bestellte sich einen Regnat nach dem anderen und Zigaretten. Schließlich kam die Sprache auch auf das Manuskript, das Lind aus der Rocktasche zog. Alexander griff danach, und während er darin blätterte, verzogen sich die tiefen Falten um seinen Mund immer mehr zu einem belustigten Grimas. „Unmöglich“ oder „grotesk“ murmelte er wiederholt und brach in ein lautes Lachen aus. „So geht das nicht“, sagte er schließlich, „hören Sie selbst.“ Lind, der sich den Schweisß von der Stirn wischte, erkannte selbst, daß sein Werk unter einer deraartigen illusionstosen Kritik in der Tat komisch wirkte. „Sie sollten ein Lustspiel daraus machen“, sagte



Mutter und Kind

A. Plank

Alexander mitleidig und erklärte, wie der Handlung nur hier und da eine Wendung in entgegengekehrter Richtung zu geben und da und dort eine geistliche Epize einzufügen sei, um diese Wendung zu vollziehen. Lind war erschüttert durch die überzeugenden Einsichten des erfahrenen Fachmanns und verabschiedete sich bald, nachdem er die Beize — einschließlich der Kognats und Zigaretten — beglichen hatte, mit dem Voratz, seine Dramatikerlaufbahn nunmehr als beendet zu betrachten.

Aber es war jetzt nicht mehr Siglinde Müller, die er so demütig seine Geistesblüte zu fügen gelehrt hatte, sondern dieses so hochmütig emporgeschossene Unkraut selber, das ihn dennoch antrieb, nach den Vorschlägen des Theaterdirektors zu verfahren. Die Zusammenkunft war diesmal in einem Weinrestaurant, wo sie zu Abend speisten und mehrere Flaschen Wein verträgen und Alexander zum Schluß Lind um hundert Mark anpumpete. Das Manuskript hatte Alexander zu sich genommen. Er wollte ihm selbst den letzten Schluß geben.

Lind ergab sich, und nach einigen Wochen las er in den Blättern auch eine Notiz, die die Eröffnung des „Neuen Schauspielhauses“ unter der Direktion Alexander mit einem Lustspiel von Heinrich Lind ankündigte. Wiergen Tage vor der Premiere schickte dann Alexander noch durch Einkehrbedient die Aufforderung an Lind, zweitausend Mark als „Garantie summe“ wie üblich, rückzahlbar nach der zehnten Aufführung, an ihn zu überweisen. Auch hierin fügte sich Lind schweren Herzens, nachdem sein Name schon in der Öffentlichkeit festgenagelt war und im Hinblick auf die zugesicherte Rückzahlung. Selbst die Liquidation von 450 Mark „Kosten des dramaturgischen Büro“ und 250 Mark für Freikarten („wie üblich“), die ihm mit der Einladung zur Uraufführung überhand wurde, erledigte er, nachdem er vergeblich versucht hatte, mit dem Direktor zu verhandeln, der mit den Proben zu stark beschäftigt war und auch die Anwesenheit des Autors in einer Probe nicht wünschte, weil sie erfahrungsgemäß die Schauspieler beire.

Wie sich herausstellte, war das „Neue Schauspielhaus“ ein bisher zu Langluftbarkeiten bemühter Saal einer vorstädtischen Gastwirtschaft. Lind betrat ihn schon lange vor Beginn der Vorstellung. Auf einem Stuhl neben dem Stand des Beleuchters hinter den



Vignette

Hoerschelmann

Kulissen saß er den ganzen Abend fast ohne sich zu rühren und erlebte, wie gründlich sich sein Werk gemauert hatte. Aus der Tragödie war ein Lustspiel und aus dem Lustspiel ein Eingetragel mit Ballett- und Ghanjoneinlagen geworden, das nun außer seinem Verfassernamen nicht mehr viel von ihm übriggelassen wurde. Der nur spärlich belichteten Ballettaußen wegen hielten die Freikarteninhaber mit ihm bis zum Schluß durch und applaudierten dann auch einmütig. Als die ersten Hände klatschten, rannte der Direktor zu Lind und stieß ihn auf die Bühne. Er stolperte über den Rajentepich und kugelte so gleichsam in seiner staltlichen Rundung unter die Darsteller mit dem Erfolge, daß der Beifall plötzlich lebhafter wurde. Die Heidin des Stückes, in der er Siglinde wiedererkannt hatte, die er seit Monaten heute zum erstenmal wieder sah, kostete seine Rechte, der Direktor seine Ader, und so vernichtete sie sich immer wieder. Darauf drückte er Siglinde einen Kuß auf die Hand. Als sie ihm ihren Mops — der mitgespielt und die Rolle geholt hatte, den heimkehrenden Ehemann anzubellen — überreichte und der diese Mann in den zu engen Stoff und dem zu hohen Kragen den dicken Hund wie einen Säugling in Arm hielt, wollten die lachenden Bravorufe des Publikums nicht aufhören. Es waren die glücklichsten Augenblicke im Leben Doktor Heinrich Linds.

Diesmal freiwillig spendete er ein Festgelage für das gesamte Personal, das sich bis gegen Morgen hingog und bei dem er mit Siglinde Schmollis trank. Erst am Nachmittage hatte er ausgeschlafen, ziemlich veratert, aber mit dem erhebenden Bewußtsein des Aufstiegs aus der Verborgenheit seiner Existenz in das Licht eines großen Erfolgs. Um so mehr füllte er sich erheitert, als er die Abendblätter zur Hand nahm, um sich an den Kritiken der Aufführung zu erlaben. Soweit sie das Ereignis überhaupt erwähnten, taten sie es sehr knapp mit Ausdrücken wie „abund“, „geistlos“ oder gar „Quatsch“ ab. Lind hatte das Gefühl, einer gebührenden Verhöhnung der Presse gegenüberzustehen, nachdem der Beifall des Publikums doch so offensichtlich auf seiner Seite gewesen war. Er hatte das Bedürfnis, sich mit einem Kreis freundschaftlich Bemunter anzusprechen, nahm ein Taxi und fuhr zum „Neuen Schauspielhaus“. Aber was war geschehen? Obwohl die Vorstellung im Ganzen sein mußte, war der Saal dunkel, und vor dem Eingang hatten sich erteigte Menschengruppen zusammengelagert. Als er näher zuah, erkannte er die Schauspieler und Bühnengangstalten, die erhört wurden, die Hände in den Mantelfaschen, sich miteinander berieten. Sie flüchteten auf ihn ein, als sie seiner ansichtig wurden, so daß er schleunigst die Flucht ergriff. Soweit hatte er noch erfahren, daß heute keine einzige Karte verkauft worden war und Direktor Alexander das Personal um seine Gänge geprellt hatte, indem er mißsam der Kasse und Grülein Siglinde Müller auf und davon gegangen war.

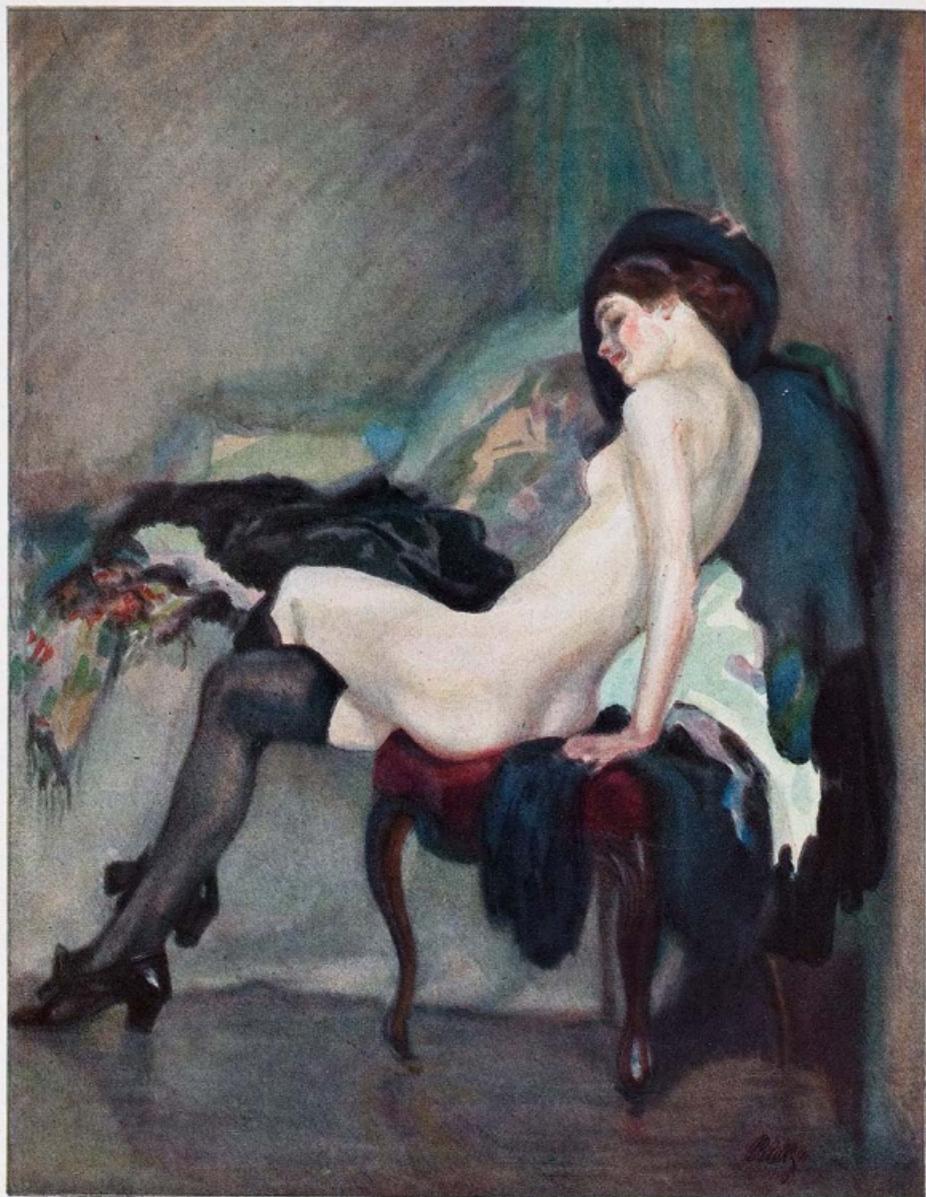
Erst nach einigen Stunden kam er zu Hause in seinem Eßzel wieder einigermaßen zur Besinnung und begriff erst ganz allmählich, was für einem Schwindler seine Harmlosigkeit und Anständigkeit nicht zu Spier gefallen war. Er war nun um eine auch für seine Verhältnisse nicht unerhebliche Summe und eine beschwingende Hoffnung ärmer und dafür um eine bittere Erfahrung reicher. Indessen müßte auch sie ihm nicht, da wir bekanntlich Erfahrungen in den Wind schlagen, wenn unsere Eitelkeit durch sie betroffen wird und Wahrwostellungen der Probe wie der Metaphorsich auch durch die Lächerlichkeit nicht zu heilen sind. So lebte der Doktor Heinrich Lind fort als einer jener Unglücklichen, die sich für verkannte Genies halten.

PANS BEGRÄBNIS

Von Rudolf Kreutzer

Der Schrei der Hirschkuh klagte in das Land,
Die Herden brachen blökend aus den Hürden
Und alle Quellen hörten auf zu fließen,
Als sie in einer Nacht, in der der Mond verstie,
Den großen Pan im schwarzen Wald begruben.
Dem sellumhang'nen Sichelwagen vorgespant
Schritt stumm das Einhorn hin auf schöngepaltnen Hufen;
Aus allen Winkeln äugten scheu des Waldes Tiere.
Purpurne Fackeln tragend in die blaue Nacht,
Wehklagte laut die Schar der Nymphen und Mänaden.

Sie wanden Weinlaub ihm um die zerbrochene Stierne,
Legten die schilfne, holdertönende, die Hirtenflöte
Ihm an den hiedersüßen, jäh verstummten, blut'gen Mund
Und schütteten des Herbstes Früchte vor ihm aus,
Granate Äpfel und die blaue Traube,
Der Felder Fruchtbarkeit, die goldnen Weizenhalme.
Zu Füßen einer alten, tausendst'gen Eiche
Betteten sie den großen Pan zu Ruhe.
Am Himmel löschten alle Sterne aus
Und mitten im Gesang aus hohen Zweigen
Fiel tot die Nachtigall auf seinen Hügel nieder.



Tage der Jugend

Paul Rieth †

Winterelegie

Rudolf Kreutzer

Jetzt aber stehst du, Eiswind im Gesicht,
Weiß dampft der Atem und wie Rauch die aus dem Mund,
Es klirrt dein Schritt wie über hartes Glas
Und Reif fällt dir ins Haar auf deinem Weg.

Wie anders bist du diese Wege einst gegangen,
Da Sommer süß dir noch im Blute sang,
Der Flug der Schwalbe überm Haupt dir schoß
Und blau die Glockenblume läutete am Rain.

Vergaß dein Herz es, wie es je vergessen?

Wer weiß heut noch von überstauten Gärten,
Darin Jasmin und Flieder duftete in warmen Nächten,
Hört die goldenen Donner, sähe die Wasser über Felsen tauschen,
Das Spiel der Regenbögen über Schmetterlingswiesen —

Dächte der Rose noch, der purpurdunkeln,
Lächelnd im hohen Mittag, wie ein Frauenumm,
Heiß und vergänglich und voll reifer Cüßte?

Ihr sommernäch't'gen Geiste mit den Freunden,
Tanten von Duft und Wein und Wald und Jugendlachen,
Da rote Lippen hell das Lied des Lebens sangen,
In nahen Wald die wilden Lauben gurten,
In nahen Wald die wilden Lauben gurten
Und überm Tal der Mond wie eine Silberblume blühte —
Wo seid ihr hin? — Verlacht, verläßt, verungun.

Wie lang noch, dann kennt uns keiner mehr
Und andere werden unsere Lieder singen
Und ihnen auch fällt einst der Frost ins Haar.
Doch immer wieder wird die Rose blühen
Und immer wird das Lied des Lebens klingen.

Orientalische „Weisheit“

Das große Wissen ist in kurzen
Sätzen enthalten.

Ein guter Freund ist wie eine
Pforte des Himmels.

Wer Feigen ißt, begnügt sich
nicht mit einer Feige, der Mensch
nicht mit einem Freunde.

Wer unter dem Bananenbaum
sitzt, hat gut Bananen essen.

Wenn du kein Huhn hast, ist
eine Krähe!

Das Feld hat Augen, der Zaun
hat Ohren.

Die Klinte des Tapfereu und die
Lafel des Großmütigen lassen
nicht auf sich warten.

Wenn der Beunnen verlegt,
dann erkennt man seinen Wert.

Den Mund eines anderen und
die Vöcher des Zaunes kann man
nicht stopfen.

Wer mit den Hunden schläft,
steht mit den Flöhen anj.

Das fremde Haus sollst du
loben, aber nicht betreten!

Wenn die Pferde streiten, be-
kommen die Efel Hufschläge.

Was du selbst tun kannst, ver-
lange nicht von anderen!

Lue das Gute und wiec es ins
Meer; du findest es später im
(Meer-)Salze wieder!



Vignette

Jo Francis

Der Mensch wird durch das
Wort gebunden, der Dohse bei
den Hörtchen.

Wolle nicht Honig werden, da
dich sonst die Fliegen fressen!

Wekle die Hunde nicht aus dem
Schlaf!

Niemand fragt, wie du voriges
Jahr warst, sondern wie du dieses
Jahr bist.

Die Wahrheit bleibt wie das
Ol auf dem Wasser.

Den Born des Abends laß am
Morgen austoben!

Die größte Dummheit ist, sich
selbst für geistlich anzugeben.

Verdienen ist schwerer als
Sparen.

Die Berge kommen nie zusam-
men, aber die Menschen können
sich immer treffen.

Einmal gebrochenes Brot kann
nicht mehr zusammengesetzt werden.

In einem alten Dorfe kann
man keine neuen Brände ein-
führen.

Wie die Katze der Maus ge-
sinnt ist, so der Mächtige dem
Wehrlosen.

Wer die Beine bewegt, bewegt
auch die Zähne.

Schwer ist zu leben, aber
schwerer noch zu sterben.

Wüste der Mensch, wann er
sterben muß, er würde sich selbst
sein Grab schaufeln.

Die Junge ohne Knochen zer-
bricht den Schädel. F. S.



Aus Illatten

Fritz Herpferdt

Aufruhr in Dingskirchen

Erzählung von Gert Lynch

Zeit das Dorf stand, war so etwas noch nicht dagewesen. Der Pinnacker Sepp war nach Amerika abgereist, ohne vorher ein Erbenwörtchen verlaunen zu lassen. Ohne Handschlag und Lebenswohl war er gegangen, obgleich er über vierzig Jahre im Dete gelebt hatte und mit jedem auf gutem Fuße stand. Gesten in aller Herrgottsfröhe, als es zur ersten Messe läutete, war er mit seinem Koffer, den er am Riemen über die Schulter geworfen hatte, den Richtweg entlangewellt, der zur Bahn führt. Frau Schwof, die Wäscherin, hatte gerade die Fensterläden geöffnet, als er hinter der Fichtenhecke verschwand.

Frau Schwof erzählte es der Bäuerin, wo sie die Milch holte. Die Bäuerin erzählte es der Kramerin, und da die Ladenglocke der Kramerin fleißig bimmelte, wußte es bald das ganze Dorf. Noch niemals, so lange der Sepp lebte, war von ihm so viel gesprochen worden wie an diesem Tage. Er war über Nacht zu einer wichtigen Person geworden.

„Jedes Jahr“, sagte der Moosbauer zu seiner Frau, „hat uns der Sepp beim Heurn und Kornschneiden geholfen! Schade, daß er nun fort ist, er war eine gute Kraft!“

„Man kann es ihm nicht verdenken“, entgegnete die Bäuerin. „Wenn so ein Junngeselle in die Jahre kommt, will er wissen, wo er dahin ist. Die Gewatterin jagte, sein Bruder, der schon vor dem Kriege nach Amerika ausgewandert, habe ihm die Schiffsfarte besorgt und einen ruhigen Lebensabend angeboten.“

„Wir hätten ihn auch nicht verhungern lassen“, meinte der Bauer, „und daß er ohne Abschiedswort davonläuft, das war nicht schön von ihm.“

In der Schenke „Zum silbernen Plus“, wo der Sepp die Dachkammer bewohnt hatte, wurde der Wirt eifrig befragt.

„Nig“, versicherte er, „gar nig hat er zu mir gesagt, der scheinheilige Patron, der hinterfösigke. Am Jahltag hat er sein Schlafgeld bezahlt, wie immer, und am Morgen war die Haustür aufgeklappt und der Vogel ausgeflogen. Wär nicht nötig gewesen, daß er wie einer, der was auf dem Kerbholze hat, im Nebel davonschleift. War sonst immer ein ehrlicher Kerl, der Sepp. Hat immer mit ausgeholfen, wenn im Saal was los war, und dann auf Heller und Pfennig abgerechnet. „Sepp“, hab ich Weihnachten zu ihm gesagt, bist nicht mehr der Jüngste und bloß ein Handlanger, und wenn es mal knapp ist mit Arbeit und Geld, die Bettstatt im Speisder und das tägliche Bret hast allweil bei mir! — Liegt eben im Dachstuhl noch viel Kram, den wo er hat liegen lassen.“

„Morgen“, sagte der Lohnfuhrwerker Kable, „hätt ich wieder nach ihm geschickt. Es gibt Viegel und Schleichholz zum Haben, und der Sepp konnte mit meinen Säulen umgehen wie außer mir keiner. Er fuhr so sicher, daß ich ihn die schwerlichsten Ladungen zutrauen konnte. Im letzten Herbst, als der Wellenbruch niederzging, fuhr er mit sechzig Zentnern, bis an die Achsen im reißenden Wasser, den Klammabader Hohlweg



Aus Wasserburg

Hugo Troendle

herunter, wie wenn das ein Jug wäre. Ich selber wartete hinterher und hielt mich am Wagen fest, und mir standen die Haare hoch! — Der Sepp hat was los, das ist kein Zweifel. Wäre er hier geblieben, hätte ich ihn zu Lichtmess dauernd in Dienst genommen.“

„Uns“, erzählte der Rentner, der im Landhaus am See wohnte und auf einen Schoppen eingekerkert war, „uns hat er immer den Teppich geklopft, den Garten umgegeben und das Winterholz kleingehackt. Er war ein anfälliger Durstige, der Sepp. Wir haben ihn stets gern gehabt!“

„Und mir“, ergriff der Schreiner das Wort, „mir hat er immer zu Allerheiligen die Sau geschlachtet. Das ging bei ihm, als ob er gelernter Metzger wäre. Und die Blut- und Leberwürste, die er dann machte, die hatten eine Würze, sage ich euch, eine Würze —“

Hier mischte sich der Gemeindeführer hinein, der eine Vorlage abgegeben hatte und stehend zuhörte. „Der Pirvader Sepp“, sagte er, „hat sich amtlich nicht abgemeldet bei uns. Das kann ihn unter Umständen übel aufpassen, denn die Papiere müssen heutzutage in Ordnung sein!“

„Geh, sei stad“, winkte der Schmied ab, „ihre mit euren Papieren. Erstens braucht man in Amerika keine Papiere, und zweitens kann sich der Sepp die Papiere nachschicken lassen, wenn er sie wirklich braucht. — Heda, Wirt, schenk ein, noch eine Maß, der Sepp soll leben! Wenn ich doch noch das große Los gewinne, dann fahre ich nach Amerika nüber und besuche den Sepp. Und da werd ich ihn fragen: ‚Sepp, werd ich ihn fragen, warum hast du zu deinem Freund Karl nicht Grügigott oder Habs-De-Eger gesagt, du Bazi, du miserahlicher?!‘“

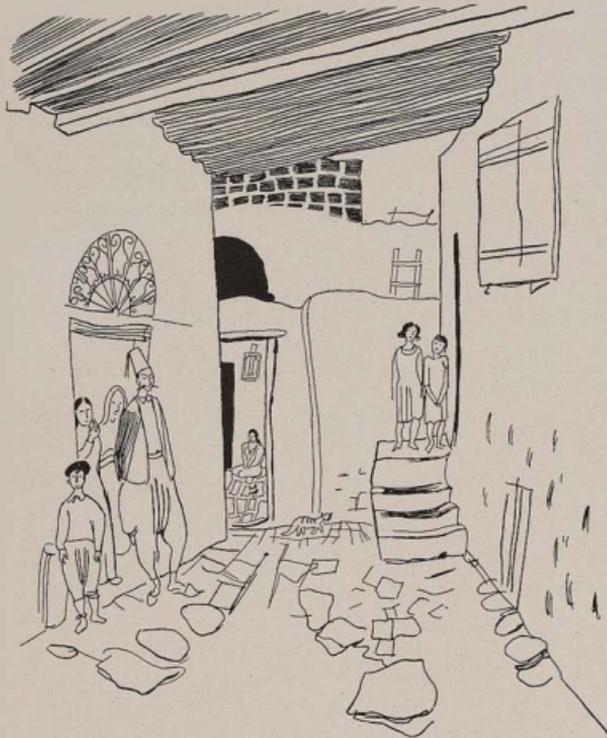
„Auf das Wohl vom Sepp“, sagte der Wirt, indem er die frische Maß hinstellte, „sollst noch eins trinken, dann aber schwingst dich und schnarst deinen Sepp aus!“

„Ja, der Sepp, der Sepp“, sagte, um auch etwas zu sagen, der alte Besenbinder Tobias, wobei er mit dem Kinn wackelte und mit dem Finger einen Bickzak in das Tröpfelbier auf der Ahornplatte male.

Später kam noch der Förster herein und setzte sich zum Lehrer und Lierarzt an den Herrentisch neben den Ofen. Als er erfuhr, daß der Sepp ausgerückt sei, tippelte er sich an die Stien: „Ah“, rief er, „da liegt der Hase in Pfeffer! Jetzt verstehe ich auch, warum unsere Stütze verheulte Augen hat, und warum der Sepp in letzter Zeit so häufig am Forsthaus vorbeistrich!“

„Der Sepp“, sagte der Lehrer, der im Ruhezustand lebte, „ist bei mir zur Schule gegangen, und ich kenne ihn durch und durch. Er war keiner der Ersten, er war mitten drin, aber an Aufreißigkeit und gutem Willen übertraf er alle! Mir sind solche Schüler immer die liebsten gewesen. Als er vierzehn Jahre alt war, verlor er die Eltern und mußte in Dienst gehen. Ich habe es stets bedauert, daß er mit keinem Pfund nicht besser geworden ist.“

„Mir“, erzählte der Lierarzt, „hat er einmal einen unvergeßlichen Dienst geleistet. Es war während des Krieges an der galizischen Front. Ich kam leicht verwundet, aber von Hunger und Winterluft sehr geschwächt aus dem Graben zurück, und suchte nach dem Verbandplatz. Da pflanzte sich plötzlich einer vor mir hin, stand stramm und schrie: ‚Herr Leutnant, Leberknödel gefällig?!‘ Es war der Sepp. Wir lagen bei verschiedenen Teuppentzen, aber er hatte mich auf den ersten Blick erkannt. Er war damals bei der Gulaschkanne und hatte die Leberknödel eigenhändig gemacht. Na, ihre könnt euch denken, daß ich nicht nein sagte. Hödös Stück habe ich vertilgt! So herrlich wie jene Leberknödel hat mir in meinem ganzen Leben nichts geschmeckt, weder vorher, noch nachher.“ —



Aus Tibarias

Richard Seewald

Splitter

Von Johann Dietrich Warnek

Es gibt viele Menschen, die die Welt durchkreuzt, aber wenige, die sie gesehen haben.

Die schönste Lebenserfahrung, die man machen kann, ist die, daß es noch Menschen gibt.

Das Glück ist die Dase auf der Wanderung von Geburt zum Tode; aber nicht jeder Wanderer findet eine Dase.

Wer sich über nichts entrüstet, läuft Gefahr, für gleichgültig gehalten zu werden.

Der größte Hochmut ist der, welcher sich hinter Bescheidenheit verbirgt.

„Heute vor zwanzig Jahren habe ich mich mit meinem Mamee verlobt!“
„Da wird es aber Zeit, daß ihr endlich heiratet!“

Freundinnen

„Magst du wirklich originell? Er sagt Sachen, die ich noch nie gehört habe!“

„Ach, er sagte wohl zu dir, daß er dich heiraten will?“

Der Kochkurs

Mittags erzählt sie:

„Stell die vor, Hans, ich habe heute für meine ausgezeichneten Leistungen eine Medaille bekommen!“

„Das ist ja prachtvoll. Aber sag' mal, was esse ich hier eigentlich?“

„Nate doch mall!“

„Die Medaille?“

Oegen Mitternacht, als die letzten Gäste gegangen waren, legte der Wirt die Eisenstange vor das Haus, nahm die Kaffeete und den Schlüsselbund an sich und begab sich hinaus, wo seine Frau schon schlief. Er lag noch nicht lange im Bett und dachte an dieses und jenes, da wurde die Glocke gezogen, und eine altbekannte Stimme rief halblaut: „Hans, mach auf, ich bins!“

Der Wirt griff sich zuerst an die Nase, zur Feststellung, daß er nicht träumte. Dann schnellte er auf, sprang barfuß zum Fenster und rief es auf. Tatsächlich, unten stand lebhaftig und quierschwerenügend der Cepp und schwenkte seinen verkrulten Fiß, als ob gar nichts geschehen wäre.

„Du??“ schrie der Wirt, daß seine Frau erschreckt aus dem Schlafe fuhr, „was willst denn du hier? Bist doch fort nach Amerika!“

Der Cepp hielt es für einen schlechten Scherz und sagte, sich entschuldigend: „Es ist später geworden, als ich es wollte!“

Der Wirt schlüpfte kopfschüttelnd in die Hofe, ließ hinunter und öffnete. „Na“, sagte er, indem er mit der Faust drohte, „kannst dich auf was gefasst machen! Führst nach Amerika und sagst nicht eig und nicht gar. Das ganze Dorf hast du zum Narren gehalten!“

„Nicht, daß ich müßte“, erwiderte gelassen der Cepp, und schob seine Nase nahe an das Gesicht des Wirtes.

„Nä da“, versetzte dieser, „brauchst mit nicht in das Maul riechen, bin völlig nüchtern. Ned! Was ist? Hast das Schiff verpakt in Hamburg?“

„Joh?“ Der Cepp guckte die Achseln und guckte den Wirt verständnis-

los an. „Ich ging gestern früh zum Marktstecken hinüber und hab meinen Koffer zum Sattler gebracht, damit er ihn richtet. Und weil der Sattler grad Volstregas mähte und Hilfe brauchte, bin ich halt dort geblieben.“

Der Wirt gab einen Gurgellaut von sich, als ob ihm etwas in die unrechte Kehle geraten sei. Dann legte er die gefalteten Hände über den Bauch, und der Bauch begann zu schüttern und zu schwanbeln, bis es den Zwerschfell zu viel wurde und das Gesicht drohend herausbrach. Und der Wirt lachte so lange, auf jedem Treppenabsturz von neuem ansehend und keines Wortes mehr mächtig, bis er endlich hinter der Tür zum Schlafzimmer verschwand, während der Cepp, der durchaus keinen Grund zu solcher Heiterkeit finden konnte, verdrießlich in seine Mantarde hinausflüchtete und sich aufs Ohr legte.

Am anderen Tage, als der wahre Sachverhalt im Dorfe bekannt und ausgiebig belacht worden war, bekam der Cepp von allen Seiten Jigaretten, Teingetrede und Arbeit angeboten, daß er ganz verstört wurde durch so viel Entgegenkommen und Ansehen. Am Abend schickte sogar der Bürgermeister nach ihm. „Cepp“, sagte er, indem er ihm auf die Schulter klopfte, „da es mit deiner Amerikafahrt nun doch nichts geworden ist, und weil der Gemeindevorsteher schon lange einen Hilfe beordert, so haben wir uns entschlossen, für den äußeren Dienst einen eigenen Gemeindevorsteher mit festem Gehalt anzustellen. Wie wäre es denn mit dir, he?“ Und er hielt ihm die Rechte hin.

Und der Cepp schlug ein und drückte so herzlich zu, daß es knackte.

Wunderbare Rettung

Es gibt Leute, die behaupten, daß es heutzu-
tage keine „Zeichen und Wunder“ mehr gebe.
Ihnen sei folgende Begebenheit zur Kenntnis
gebracht:

In der herrlichen (und um die Zeit der
Baumblüte bekanntlich doppelt schönen) Was-
schau lebt ein biederer Landmann namens
Johann Eder, treu seiner Scholle, seinem Her-
gott und (mehr oder minder) auch seinem
Weibe. Beschaulich und frei von ruhestörenden
Ereignissen fließen seine teils der Arbeit, teils
dem Sonntagsgelächter gewidmeten Tage dahin,
doch einmal (und das ist noch gar nicht lange
her) gab es eine Geschehnisse, die denn doch ge-
eignet war, den braven Eder sozusagen total
„aus dem Häusel“ zu bringen. Um die Abend-
zeit war das. Da saß er mit seiner Ange-
trauten am Tisch in der guten Stube und las
durch die vom Vater ererbten Brillengläser
hindurch in dem kleinen Lokalfächchen, das er
seit dreißig Jahren regelmäßig besuchte
(und auch stets pünktlich bezahlte). Die grün-
beschilderte Petroleumlampe leuchtete mild und
friedlich, und das Weib ihm gegenüber war
gerade ebenso mild und friedlich einosenicht, —
da gab es plötzlich einen Knack: Johann Eder
hatte mit der schlaffen Hand auf die Tischplatte
geschlagen, daß die Lampe klirrte und die An-
getraute wie vom Blitz getroffen zusammen-
schrak.

„Da schau, was da steht, Alt!“ sagte
Johann Eder, und, jede Zeile mit dem Finger
verfolgend, las er der Ederin, die auch tat-
sächlich nur so schaute, diese Notiz vor:

„Mittwoch nachmittags wurde unterhalb
Krems die Leiche eines jungen Mannes aus
der Donau gezogen. Der Leichnam konnte
alsbald als der seit einigen Tagen vermißte
Knecht Johann Eder agnosziert werden.“

„Und was sagst jetzt?“ meinte er, nachdem
er zu Ende gelesen hatte. Worauf das brave
Weib, ganz außer sich vor Entsetzen, mit ton-
loser Stimme stammelte: „Johann Eder!
Jesaja, jesaja, wie leicht hältst du dös sein
temma!“

„Dös moan i holt a“, pflichtete er bei,
„wie leicht hält i dös sein temma!“

Johann Eder ist ein Mann, der weiß, was
sich gehört. Dies beweist ein Martel an der
Stange vor seinem Hof. Auf diesen Martel
kann jeder Vorübergehende diese Inschrift
lesen:

„Zur Ehre Gottes und zum Dank für
die wunderbare Rettung aus Ertrinkungs-
gefahr.“

Im Theater

„Ich bin fest überzeugt, der Herr da drüben
in der Loge ist der Geliebte der Dame, neben
der er sitzt.“

„D nein! Ich kenne die Dame. Der Herr ist
nur zufällig in ihrer Gesellschaft, weil sie zu-
fällig nicht in der Gesellschaft eines anderen
Herrn ist.“

Die vielen Füße

Ein Professor fand, als er von einer länge-
ren Tour heimkam, daß er seine Füße wund-
gelaufen hatte. Man sagte ihm, das beste
Mittel sei Baden in heißem Wasser. Er befolgte
den Rat. Nach Beendigung des Badens trock-
nete er den linken Fuß, dann den rechten.
Aber während er den rechten trocknete, hatte
er gedankenvoll den linken wieder ins
Wasser gestellt. Und als er dann den linken
Fuß trocknete, mochte er es ebenso mit dem
rechten. Das ging eine Weile so.

Echtleistlich meinte er verwundert: „Ich hätte
nicht gedacht, daß ich so viele Füße hätte!“
F. S.

Heimbezahlt

„Meine Mutter sagt, sie könne sich noch der
Zeit erinnern, als deine Mutter einen kleinen
Kramladen hatte.“

„Und meine Mutter sagt, sie könne sich noch
genau der Summe erinnern, die deine Mutter
damals für Einkäufe bei ihr schuldig gehalten
ist.“
F. S.

China

„Gegen Eie mal, Anna, die neue chinesische
Wase hat ja einen Sprung; der kann doch un-
möglich schon denken gewesen sein, wie ich sie
gekauft habe!“

„D worum nicht, gnädige Frau, jetzt bei dem
Durchbrander in China!“
F. S.

Großmutter

„Kellner, ich habe ein Markstück fallen
lassen. Wenn Eie es finden, geben Eie es mir
morgen zurück; wenn nicht, können Eie es
behalten!“
F. S.

Liebe

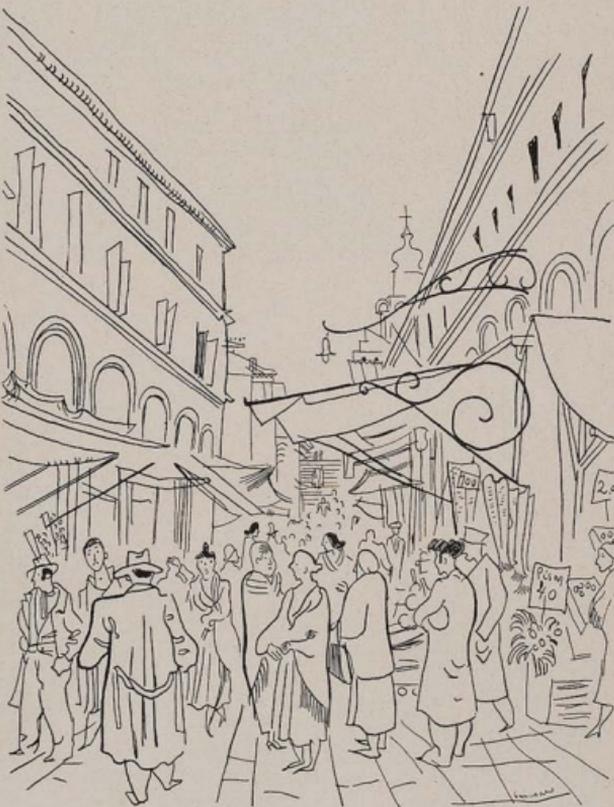
„Gag, Männe, wirst du mich auch lieben,
wenn ich jetzt vollschlank werde?“

„Liebes Kind, ich gehe mit dir durch dick und
dünn!“
F. S.

Bart

„Bevor ich heute beim Rasieren war, habe
ich mich wozigen lassen. Genau sechzig Rilo!“

„Na, und nachher?“
F. S.



Am Rialto

Richard Seewald



Die Wurzel

Rolf v. Hoerschelmann

Holzschlag im Winter

Von Heinz Rusch

*Wenn der Axtschlag hallt,
Dunkel beb't der Wald,
Und der Bauer sinnt
Horchend in den Wind:*

*Im Gezweig die Brut
Lag vor Monden gut:
Ob der Balken hält,
Wenn die Schneelast fällt?*

*Haus und Bett und Stall
Hör'n der Stämme Fall:
Durch die schwarze Luft
Atmet Harzgeduft.*

*Und das Saftblut rinnt,
Leise dröh't der Wind:
Segen füllt den Wald,
Wenn der Axtschlag hallt.*

Das ist die Lösung des Rätsels

Der berühmte holländische Arzt Doktor Wauehlen, der sich in London niedergelassen hatte, suchte einst einen Quacksalber auf, den er oft von einem schönen, mit vier Pferden bespannten Wagen aus mit Hilfe von prächtig gekleideten Dienern auf dem Marktplatz seine Universalmedizin an das ihn umdrängende Volk verkaufen sah. Als er ihm gegenüberstand, gewahrte er, daß er ihn früher schon in Hause eines Fremdes als Bedienten gesehen hatte. „Wie ist es möglich, daß Sie es ohne Erziehung und ohne Kenntnisse zu so großen Vermögen bringen konnten?“ fragte er ihn. „Ich übe seit vierzig Jahren die Arznei-

kunst aus und kann sagen, daß ich es zu Ruhm gebracht habe. Aber mit dem Reichtum wollte es mir nicht glücken.“ Der Quacksalber erwiderte lächelnd: „Erlauben Sie, daß ich eine Gegenfrage an Sie richte. Sie wohnen doch in einer der belebtesten Straßen Londons, Wieviele Menschen gehen wohl täglich an Ihrem Hause vorbei?“ — „Nun, sagen wir tausend.“ — „Und was glauben Sie, wieviele von diesen tausend haben gesunden Menschenverstand?“ — „Vielleicht hundert.“ — „Sehen Sie, Herr Doktor, hier haben Sie die Antwort auf Ihre Frage. Diese hundert kommen zu Ihnen, die übrigen kommen zu mir.“



Bauernhaus

Rolf v. Hoerschelmann

DER PROPHET

Als Cromwell, der Todprotector Englands, einmal sehr gefährlich krank war und alle glaubten, sein letztes Stündlein habe geschlagen, ließ er dem Volke verkünden, er werde todsicher am Leben bleiben, der Himmel selber habe es ihm grossenbart.

Seine Freunde stellten ihn wegen dieser fesselhaften Komödie zur Rede und wiesen ihn darauf hin, daß er sich außerordentlich lächerlich

made und unsterblich blamierte, wenn seine Worte nicht in Erfüllung gehen sollten.

„Liebe Freunde“, sagte Cromwell lachend, „wenn ich sterbe, liegt mir gar nichts mehr daran, ob ich mich deswegen lächerlich gemacht habe; werde ich aber gesund, bin ich ein großer Prophet und der Respekt vor mir ist noch weiter gestiegen“.

Er wurde wirklich gesund und nun von allen im Lande wie ein höheres Wesen angestaunt.

Nacht der Künstler
Falschingspredken in Koppenwörten

Unschuldig

Hausfrau: „Ich möchte Sie gern in meinen Dienst nehmen, Sie haben aber doch gar zu schlechte Zeugnisse!“

Dienstmädchen: „Ja, was kann ich denn da davor. Habe ich sie vielleicht selbst geschrieben?“
F. S.

Schadenersatz

Nächster: „Wie hoch schätzen Sie die Etiefel, die man Ihnen gestohlen hat?“

Zeuge: „Zwanzig Mark haben sie neu gekostet, dann habe ich sie zweimal bejodet lassen, macht neun Mark, zusammen also neunundzwanzig Mark!“
F. S.

Goethes Briefe

„Mama?“

„Ja, was willst du denn schon wieder, Gretchen?“

„Ja, sieh mal, ich habe doch angefangen, Briefmarken zu sammeln. Und du hast die doch Goethes Briefe gekauft, kann ich da nicht vielleicht die Marken davon kriegen?“
F. S.

Sieben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige Bretzeldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konfessionier des deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Witzheit durchdrungen Tiergeschichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Nicht beabsichtigt

„Gestern habe ich Else um ihre Hand gebeten!“

„Und hat sie die sie gegeben?“

„Lediglich — mitten ins Gesicht!“

Sicher ist sicher

„Warum hast du denn nicht Hilda geheiratet? Wahrscheinlich wärst du ganz glücklich mit ihr geworden!“

„Ehen möglich, aber so... bin ich es auf alle Fälle!“

Der Volontär

Der Volontär tritt seinen Dienst an mit den Worten:

„Da bin ich, Herr Chef!“

Meint dieser: „Sagen Sie doch nicht Chef zu mir, sondern lieber Herr Schulz!“

Volontär: „Gewiss lieber Herr Schulz!“

Kindermund

Kurt und Fritz beobachten ein Gewitter. Meint Kurt: „Ich möchte nur wissen, womit es früher gelibte hat, als es noch keine Elektrizität gab!“ — Entgegnet der ältere Fritz herablassend: „Mit Was natürlich!“

Unterschied

„Ich schreibe Cartons und meine Frau macht die Bilder dazu!“

„Sie Glücklicher! Bei mir ist es gerade umgekehrt: Ich male die Bilder und meine Frau macht die satirischen Bemerkungen dazu!“

Der Kaiser und der Schmied

Ein biederer ungariſcher Schmiedemeiſter, welcher ſehr praktiſche landwirtſchaftliche Maſchinen anfertigt, hatte einmal eine Audienz beim Kaiſer Franz Joſeph, um ſich für die Verleihung einer Auszeichnung zu bedanken. Bei der Audienz zog nun der ehrſame Handwerkermeiſter ungeniert die Bilder des Kaiſers und der Kaiſerin aus der Taſche und ſagte: „Majeſtät, ich hätte noch eine herzliche Bitte vorzubringen. Wollen Ew. Majeſtät nämlich auf dieſes Porträt den werten Namen der Königin Eliſabeth (Eliſabeth) ſchreiben?“

Der Kaiſer lächelte und fragte nach dem Grund.

„Weil ich, wenn ich ſterbe, das Verdienſtkreuz zurückgeben muß. Ich möchte aber meiner Familie ein Andenken hinterlaſſen, daß ich bei dem König der Ungarn geweſen bin!“

„Die Königin iſt aber jetzt nicht hier, ſondern in München.“
„Dann wollen Ew. Majeſtät Ihren Namen ſchreiben!“

„Ich habe aber nichts bei der Hand, womit ich ſchreiben könnte.“

„Ich habe einen Bleiſtift bei mir“, entgegnete treuherzig der Meiſter und reichte dem Monarchen einen geſpitzten Bleiſtift.

Als dies geſchehen war und der wackere Schmiedemeiſter das



„Zu meiner Zeit konnten das die Damen noch nicht.“

„Nein, aber dafür hatten sie pikantere Dessous.“

Bild eingesteckt hatte, hüftete er vorlegen.

„Wünschen Sie noch etwas?“ fragte der Kaiser.

„Ja, Majestät, meinen Bleistift!“ lautete die Antwort.

Fenelon und Richelieu

Der durch seinen generösen Wohlthätigkeitssinn bekannte Abbe Fenelon, der den Minister Richelieu oft und zwar immer vergeblich um Beiträge zu guten Zwecken angesprochen hatte, erzählte demselben eines Tages, daß er sich freuden das Porträt des Ministers angesehen habe.

„Haben Sie es etwa auch um eine Beistuer für Ihre Armen angesprochen?“ fragte Richelieu mit spöttischem Lächeln.

„Nein“, erwiderte der geistreiche Abbe schlagfertig, „das Porträt sah Ihnen nämlich so ähnlich, daß ich gleich einsah, es würde nichts fruchten“.

Uncle Sam und die Frauen

Der Haarjuchend vieler amerikanischen Frauen erinnert an einen Mop, aber da diese meist keine Ahnung haben, was ein Mop eigentlich ist, fühlen sie sich gar nicht beleidigt.

Eingeleistete Junggesellen bleiben gesellschaftlichen Veranstaltungen gerne mit der einleuchtenden Begründung fern, daß man eine Frau nur in die Arme zu nehmen braucht, um sie auch schon auf dem Hals zu haben.

Wenn ein Herr in Gegenwart zweier Damen sagt, daß sie beide gleich jung aussehn, dann ist die mit dem saueren Lächeln gewöhnlich die Tochter.

Die Ehe ist schuld daran, wenn Frauen altern; manches nette Frauchen würde gern zugaben, daß es fünfundvierzig ist, wenn es verheiratet wäre, aber so bleibt es bei neunundzwanzig.

Befürworter einer schärferen Bestrafung von Doppelsehmännern (Bigamisten) sollten immerhin bedenken, daß diese durch ihre zwei Schwiegermütter reichlich genug gestraft sind.

Magazine wie die „Wahren Gesichten“ bezahlen so gute Honorare, daß manches Mädchen mit einer bewegten Vergangenheit für die Zukunft verjagt ist.

Ein Mann fühlt sich stets so jung wie er ist, — eine Frau fühlt sich wie zur Zeit der Aufnahme einer fünfzehn Jahre alten Photographie.

Eine Frau braucht nur einen Blick in ein vorüberfahrendes Auto zu werfen und schon weiß sie genau, ob die Mitfahrerin die Frau des Fahrers ist oder nicht.

Die Frauen von heute sind nicht mehr das, was sie vor zwanzig Jahren waren. Viele geben zu, daß sie zehn Jahre älter geworden sind.

©. Schm.



„Wenn ich denke, daß es Menschen gibt, die sich im Karneval wirklich amüsieren, könnte man heulen über die Primitivität dieser Welt.“

Kollegen untereinander

Ein Opernfänger erzählte von seinem Erfolg bei den Salzburger Festspielen. Unter anderem sagte er stolz: „Und nach meiner großen Arie im zweiten Akt hat es Beifall geradezu gegeben!“

„Na“, erwiderte einer seiner Kollegen, „der Regen in Salzburg ist ja bekannt. Den nennt man Schmirkgewinn, weil er so dünn ist!“

Duell

Graf von Chajot, ein Offizier aus dem engeren Freundeskreise Friedrich des Großen tötete im Duell seinen Gegner durch einen einzigen Säbelhieb. Als der König dies erfuhr, verabschiedete er ihn mit den Worten: „Ich liebe tapferer Offiziere, aber Scharfschützer kann ich in meiner Armee nicht gebrauchen.“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten** Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANS SCHINDLER,
Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

D I E F O T O - S E I T E

Kinder im Lichtbild

Kinderaufnahmen verlangen eine besondere Grundlage. Sie beschränkt sich nicht allein auf technische Belange, sondern ist mindestens ebenso in psychologischen Fragen zu suchen. Da es sich hier um eine vielfach vernachlässigte Fragestellung handelt, wollen wir technische Ausführungen ausschalten zugunsten einer breiteren Darstellung allzu leicht vergessener gestalterischer Aufgaben.

Vom Piep-vögeln und ähnlichen Dingen

Eine auch heute noch alltägliche Szene: Man hat die kleine Ingemarie auf einen Stuhl gesetzt, ihr ein Bilderbuch in die Hand gegeben, und nun soll sie — der Stolz der ganzen Familie! — lachen und strahlen, damit die Aufnahme gut wird. Aber Ingemarie lacht nicht. Sie tut uns nicht den Gefallen. Ganz im Gegenteil, sie findet die Situation sogar höchst langweilig und bedrückend, hat Furcht vor dem nervös handierenden Fotografen, zieht ein Gesicht und fängt schließlich hitzerlich an zu weinen. Sie will nicht fotografiert werden. Jetzt wo alles herumsteht und jeder auf sie einredet schon lange nicht!

Die Mutter ist verzweifelt, der Fotograf ringt die Hände und Großmama hat einen Einfall. Der wird sicher helfen! „Schau, Ingemarie, gleich kommt hier ein Piep-vögelchen heraufgeflogen.“ Und wirklich, das Gesicht der Kleinen wird gespannter,

sie schaut zum schwarzen Kasten und zum Fotografen, der bloß nicht knippen kann, weil er auf diesen Augenblick nicht vorbereitet war. Die Sache mit dem Piep-vögelchen wird wiederholt und verleiht schließlich ihre Wirkung, weil sie eben doch bloß ein ausgeklügelter Schwindel ist.

Oder: Dem kleinen Peter wird Vaters Zylinderhut aufgesetzt und voll Würde steht er vor der Kamera. Die Eltern sind stolz, daß ihr Junge wie ein Großer aussieht, und ahnen nicht, daß sie den Weg des Unorganischen, des Kitsches beschreiten. Solche Aufnahmen sind restlos verfehlt und zumindest ebenso wertlos, wie wenn der Jüngste nackt auf einem Eisbärli fotografiert wird. Wo bleibt hier die Natürlichkeit? Das Organische? Es wird doch niemand auf den Gedanken kommen, zwischen dem nackenden Buben und dem Eisbärli auch nur den leisesten Zusammenhang zu sehen!

Solche Aufnahmen kommen nicht gelegentlich einmal vor, sondern sie sind heute immer noch vielfach der große Schlag. Und warum? Weil man nicht über ihr Wesen nachgedacht hat, weil man unüberlegt nachmacht, was zu einer Zeit geglaubt wurde, als man die Fotografie überhaupt noch nicht verstanden hatte.

Anpassung ist alles!

bleiben wir beim Kinde. Passen wir uns ihm an. Versuchen wir, seiner Welt näherzukommen. Ganz verstehen werden wir sie

freilich nie mehr, obwohl wir selbst einmal Kind waren.

So bleibt als notwendige Brücke zum organischen Kinderfoto, daß wir uns etwas mit Fragen der Kinderpsychologie befassen. Besonders für den wird das wichtig sein, der als Außenstehender Kinderaufnahmen fertigen will. Bei der fotografierenden Mutter ist das ganz anders. Sie lebt mit ihrem Kinde, begreift jeden Laut und jede Bewegung. Deshalb wird auch die Mutter in der Lage sein, die besten Aufnahmen von ihrem Kinde herzustellen, und darum ist es ja auch eine solche Notwendigkeit und so wichtig, daß sie die Kamera zur Hand nimmt. Die paar technischen Kleinigkeiten sind bald gelernt und die geringste Sorge.

Der Außenstehende, auch der sogenannte Kinderfreund, aber muß wieder lernen. Denn mit Verhältnissen ist nichts getan. Dann geht das Kind aus seiner Welt heraus und ist nicht mehr wirklich Kind.

Wir müssen also versuchen, die kindliche Welt zu verstehen. Die geistige Entwicklung des Kindes ist vielgestaltig, doch wiederholt sie sich im wesentlichen bei jedem Kinde. Sie drückt sich im kindlichen Spiel aus, und deshalb ist es so ungeheuer wichtig, wenn wir unsere ersten fotografischen Erfahrungen bei der Darstellung des Spieles machen.

So kommen wir unbewußt mitten hinein in die Welt des Kindes. Wir werden vom Fehler befreit, der immer wieder zu beobachten ist, indem man im Kinde einen kleinen Erwachsenen sieht und mit den gleichen Stimmungen und Interessen rechnet, wie sie der Erwachsene kennt.

Wir geben also dem Kinde Beschäftigung, die ihm Freude bereitet. Wir erzählen eine lustige oder erste Geschichte und gewinnen Gelegenheiten zu Ausdrucksstudien. Nicht wir bestimmen dabei den Zeitpunkt der Aufnahme, sondern wir richten uns nach unseren Kindern. Dann kommen wir schneller und besser zum Ziele als durch jeden Zwang. gl-t

Über die Vorstellung von der „scharfen Kamera“

Sogar in Amateurreisen ist sehr oft die Meinung verbreitet, daß gelungene Aufnahmen von irgendwelchen geheimnisvollen Apparaturen abhängig seien. Indem man von einer „scharfen Linse“ spricht, wird geglaubt, hier wäre der Stein der Weisen zu suchen, so weit er sich auf die Fotografie bezieht.

Dieser Aberglauben muß unbedingt beseitigt werden. Es wird vielfach mit ganz falschen Vorstellungen an die fotografische Darstellungsform herangezogen, und nur hieraus können solche Meinungen entstehen. Grundsätzlich arbeitet heute jede von der Industrie gelieferte Kamera gleich scharf. Es gibt keine besonders scharfen Linsen, denn man kann ja durch entsprechende Wahl ihrer Lichtstärke alle die Fehler beseitigen, die ein unscharfes Bild nach sich ziehen. Die Preisunterschiede der Kameras bedingen lediglich Verschiedenheiten in den Anwendungsmöglichkeiten.

Auch in der Fotografie kommt es auf den Mann hinter der Kamera an. Man kann nicht die ganzen Aufgaben auf eine technische Formel bringen, denn die Technik ist ja nur Hilfsmittel. Freilich wird es wichtig zu wissen, wo die Grenzen der Technik liegen. Und innerhalb dieses uns gezeichneten Raumes haben wir uns zu bewegen. Aber er ist ja so vielgestaltig, daß es immer wieder Neues geben wird.



Der Künstler

A. Leidi



im gewöhnlichen Leben



*. . . und nachdem sich herumgesprachen hat, daß er ein
Atelierfest veranstaltet.*